



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Kriegergräber im Felde und daheim

Jessen, Peter

München, 1917

Die Denkmalfrage, ein Ausblick: Professor Dr. Theodor Fischer, München

[urn:nbn:de:hbz:466:1-76313](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-76313)

Die Denkmalfrage

(Ein Ausblick)

Ist vordem das Kriegerdenkmal nicht der Inbegriff und das Sinnbild des Unkünstlerischen gewesen? Hat Unvermögen, Aufgeblasenheit, spießbürgerlicher Mangel an Größe sich irgendwo unverhüllter auf den offenen Markt gestellt als in diesen Malen? Zum Gespötte waren sie uns geworden, und die wenigen Ausnahmen konnten daran nichts ändern.

So ist es denn, da wir wieder Kriegsdenkmale — laßt uns hoffen: Siegesdenkmale zu errichten haben werden, kein Wunder, daß ein Warnruf durch das deutsche Reich erschallt: Wartet, prüfet, wartet!

Aber wie doch? Die ganze Erziehung zur Kunst liegt doch dazwischen; der ungeheure Gewinn an historisch-kritischer Erkenntnis; der Aufschwung des deutschen Kunstgewerbes, alles, von dem seit zwanzig Jahren soviel geschrieben und geredet worden ist. Wir sind in künstlerischen Dingen doch wohl weit überlegen. Wäre es doch so! Aber, was an Kriegskunst ans Tageslicht tritt, der Hindenburg in Berlin und mancherlei anderes Genagelte, zeugt vom Gegenteil. Nein, die Warner sind im Recht. Nicht als ob es uns an tüchtigen Künstlern ganz mangelte; aber ein unentrinnbares Verhängnis waltet, wie wir nach diesen neuesten Erlebnissen und nach den alten Erfahrungen zu fürchten Anlaß haben, über der Wahl der Künstler. Hier liegt der Grund allen Mißlingens, und daß dieser Grund so fest gegründet ist in deutscher Art, das ist das traurigste von allem. Man kann hier nur andeuten. Die Amtsperson, sei es der Bürgermeister oder ein Höherer, sei es der Präsident des Vereins oder nur ein Ausschußmann, überkommt mit dem Amt und der Aufgabe der gute und ehrliche Glaube, daß er Sachverständiger nicht etwa in Kanalfations- oder Hypothekensachen, wohl aber in Kunstfachen zu sein nicht nur das Recht, sondern auch die Pflicht habe. In der Regel wird so nicht der beste Künstler gesucht, sondern der bequemste genommen, d. h. der am Ort wohnende oder der mit der beweglichsten Wirbelsäule. Neigt der Gewaltige aber zur Objektivität, so bietet sich das Wettbewerbsverfahren dar, das, so wie es üblich ist, der sicherste Weg zur Banalität genannt werden kann. Zunächst

nämlich werden diejenigen, von denen man annehmen darf, daß sie von Berufs wegen die Angelegenheit am besten beurteilen können, dadurch von der Mitarbeit ausgeschlossen, daß man sie zu Preisrichtern wählt. Dann aber, um ganz gewissenhaft zu sein, sucht der Gewaltige auch noch Vertreter verschiedener Richtungen ins Preisgericht, Fortschrittliche und Konservative. So muß das Ergebnis notwendig ein leerer Kompromiß sein. Freilich scheint es, als ob der Wettbewerb das einzige Mittel wäre, um die aufstrebende Jugend zu Wort kommen zu lassen. Daran ist es aber im allgemeinen dem Gewaltigen nicht gelegen, sondern daran, die Verantwortung der eigenen Wahl zu umgehen.

Es bleibt also immer das Letzte und Beste, wenn Eine richtig verantwortlich wird; er wird das Letzte und Beste an Gewissenhaftigkeit leisten, und er wird langsam arbeiten, womit schon die Hälfte des Wegs zum Guten gewonnen ist.

Wäre es nun doch etwa möglich, neben dem negativ Verhätenden noch Positives vorzubringen, um eine Grundlage für bessere Denkmalskultur vorzubereiten? Vielleicht ist es des Versuches wert, die verstandesmäßigen Elemente einer solchen Grundlage bloßzulegen.

Das Denkmal, sei es das vulgäre Erinnerungsmal einer Stadt- oder Landgemeinde, oder das nationale Großmal in der weiten Landschaft, bedarf letzten Endes in seinem Grundgedanken des erkennbaren Anschlusses an eine primitiv-praktische Kernidee. Wir sehen ab von dem rein bildhauerischen Denkmal, für dessen gegenständliche Wahl die Bahn frei ist, mit der Einschränkung, daß man uns mit Viktorien und sonstigen gelehrten, unserm Volksempfinden glücklicherweise fremd gewordenen Allegorien und Symbolen vom Leibe bleibe. Uns liegt hier das architektonische Werk am Herzen, bei dem die Plastik begleitend auftreten mag; und da gilt nun, wie es scheint, ohne Ausnahme jene Kerntheorie.

Das Grabmal, also etwa die Stele, den Sarkophag, den Tumulus wird man besette lassen können, denn sie wären fern von den Gräbern des Schlachtfelds offensichtlich ein falscher Ausdruck für ein Erinnerungszeichen an den Krieg.

Ebenso wird die antike Form des Altars nicht erfreuen, denn uns ist die sentimentale Versenkung in den Geist der Antike, der sich noch die Zeitgenossen der Befreiungskriege mit ehrlicher Überzeugung hingaben, fremd geworden. Man muß zu ursprünglicheren Motiven zurückgehen, wenn man festen Boden unter den Füßen fühlen will. Ein unerschöpfliches Meer von Formen bietet sich, wenn der aufgerichtete Steinblock, dieses Ur- und Kernmotiv des Males, angewendet wird. Fehlen große Steine, so wird die Zusammenziehung des hochgerichteten Males aus kleineren Stücken wenig an der Gewalt des Eindrucks ändern. Mit ihr kommt die reichere Gliederung, die feinere Profilierung von selbst. Es wäre aber zweierlei zu vermeiden: einmal entspricht es nicht dem Stand unserer Zivilisation, wenn wir die rohen Menhire der Vorwelt unverändert anwenden wollten, und auf der entgegengesetzten Seite wäre es falsch, die Grundgestalt durch zu reiche Form und zu üppigen Schmuck bis zur Unkenntlichkeit zu verkleiden oder aufzulösen.

Eine zweite Urform ist die Schrifttafel; bei ihr ist die Verbindung mit ernster Architektur notwendig; sie kann aufs reichste umrahmt werden, aber die Schrift muß doch immer die Hauptsache bleiben; dauerhaftes Material kommt ihr selbstverständlich zu, aber weißer Marmor wirkt in deutschem Lande kalt und fremd.

Schreitet man weiter, so wird man bald dem umbauten Raum, dem Heiligtum, begegnen. Böcklin'sche Vorbilder lofen, aber entkleidet man die Idee des ummauerten, gegen den Himmel offenen Heiligtums Böcklin'scher Darstellungskunst, so schillert sie romantisch. Was dagegen die Kapelle für die christliche Religion, insbesondere für die katholische Kirche als Erinnerungsmal bedeutet, ist unerschöpflicher Reichtum. Warum sollten der Erinnerung an den Krieg nicht solche kleine Heiligtümer errichtet werden, kirchlicher oder auch weltlicher Art?

Wenn wir aus der antiken Welt den Altar abzulehnen geneigt sind, so werden wir dem Triumphbogen auch heute noch die Berechtigung als Denkmal zuerkennen können; nur möchte man nicht gerade Kopien römischer Bögen sehen.

Bei allen diesen Beispielen, die leicht vermehrt werden könnten, scheint das Ausschlaggebende, daß der Kerngedanke

rein und ungeschmälert erhalten bleibt bei aller Freiheit der Abwandlung. Vermengt man aber den einen mit dem andern, oder verquilt man die architektonischen Kernideen mit Plastik in der Weise, daß diese gleichwichtig wird, so ist man der unseligen Stillosigkeit nicht fern, die für die verflossene Epoche bezeichnend war.

Oder häuft man Steine übereinander, gleichgültig ob dies in guten oder schlechten Proportionen, mit guter oder schlechter Profilierung geschieht, ohne daß der Kerngedanke des aufgerichteten Males klar wird, etwa der Art, daß halb eine Denksäule, halb ein Altar herauskommt, so ist man an derselben Stelle angelangt. Die Koppelung eines Denkmals mit einer Bank, die so sehr beliebt war, fällt fast immer auch unter diese mißglückten Lösungen.

Gehen wir nun aus der Stadt ins Freie. Auch für die Wirkung in der großen Landschaft können die genannten Kernmotive zum Teil gelten, das hochgerichtete Steinmal und das Heiligtum vor allem. Das Verhängnisvolle einer Vermischung dieser beiden Grundgedanken ist klar. Der Hohlraum, der im Steinmal vielleicht aus Ersparnisgründen angelegt werden mag, darf unter keinen Umständen Kunstraum werden. Man prüfe daraufhin die großen Denkmale der letzten Epoche, ob nicht gerade diese Mischung der Kerngedanken Schuld an ihrem Verjagen ist.

Den Aussichtsturm möchte man nicht als Denkmal gelten lassen; er bleibe unerörtert.

Der Wahl des Künstlers und der Wahl des Grundmotivs gesellt sich als dritte die Wahl des Ortes. Nicht leichter als die anderen, will auch diese mit besonderer Vorsicht behandelt werden. Es genügt hier vielleicht, die Forderung aufzustellen, daß nur fertige Situationen genommen werden, in Städten ausgebaute Plätze, im Freien solche, die der zufälligen Bebauung entrückt sind. Ganz zu verwerfen ist in Städten die Zuhilfenahme des bekannten grünen Hintergrundes, die immer ein Zeichen dilettantischen Unvermögens bedeutet.

So kann im ganzen doch nur mehr Einschränkendes, Abstrahierendes als Positives vorgebracht werden. Wenn erreicht würde, daß unser Volk, von aller streberischen und großsprecherischen Eitelkeit endlich abgekehrt, sich um reine und

klare Gedanken und um deren vollendete Formgebung be-
mühen wollte, so wäre wenigstens ein künstlerischer Gewinn
aus dieser furchtbar großen Zeit gesichert, wenn auch un-
endlich viel weniger Denkmale wie nach dem vorigen fran-
zösischen Krieg errichtet werden sollten. Unsere Dankbarkeit
gegen das Heer und die Flotte finde ihren ersten Ausdruck
in der Fürsorge für die im Krieg Geschädigten; die deutsche
Kunst wird dabei nicht leiden. Th. Fischer